



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 39.

Wiesbaden, den 25. Juni 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Randglossen zur heutigen Mode,“ von H. v. Puttkamer. — „Susanne,“ von Fritz Müller. — „Die Erfindung,“ von A. Stark. — „Heitere Gde.“

Zum Geleite.

Ein Mann ist nicht der härteste, weil er siegt. Die Stärksten sind die, die im Bündnis mit der Zukunft sind und in die Gewissen fassen. Björnson.

Randglossen zur heutigen Mode.

Von Hedwig von Puttkamer.

Aus meinen ersten Schuljahren klingen mir jetzt oft Goethes Verse im Ohr:

„Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen — —“

So fängt das Gedicht an und schildert das unartige Kind, das Sonntags, statt in die Kirche zu gehen, übermütig durch Feld und Wiese springt, bis es plötzlich zu seinem hellen Entsetzen sieht:

„Da wird nicht lang gefackelt
Und übers weite grüne Feld
Die Glocke kommt gewackelt!“

Solche wackelnden Glocken, richtige, gute, alte, dicke Turmglocken und ganz zierliche, kleine trippelnde Bimmelglöckchen trifft man heutzutage in Berlin auf Schritt und Tritt. Nicht etwa, daß das ein Beweis dafür wäre, daß die Berliner, wie das böse Kind, nicht in die Kirchen gingen, oh nein, die Wanderglocken hier tun das Wackeln und Trippeln einzig zu ihrem und zu unserm Vergnügen.

Unser alter Gärtner zuhause, der niemals einen von den Jungens erwischen konnte, die ihm vor der Nase die schönsten Kirschen wegfutterten, pflegte wütend zu schelten: „Die verd . . . Bengels haben den Zollstoß im Leib!“ Sie schätzten die Länge seines Rächerstoßes mit fabelhafter Sicherheit. Von unsern Modedamen hier möchte man heute ähnlich sagen: sie haben das Metermaß im Auge! Mit einem einzigen kritischen Kennerblick wird die Länge und die Weite des Rockes gemessen — — sagte ich die Länge? — Verzeihung, ich meinte natürlich die Kürze! Von der Länge spricht nur der Mann, wenn er vor der Tür des „Kadewe“ (Kaufhaus des Westens) warten muß oder mit einem langen Kuß die lange Rechnung in die Hand gedrückt bekommt. — Also mit messendem Blick begrüßen sich die Freundinnen und sind sofort sozusagen in den Falten ihrer Röcke und Schoßjaden versunken. Es ist ja so fabelhaft wichtig, ob der Rock gerade geschnitten ist oder rund, wie dicht er am Taillenschluß eingekraust ist, ob er breit, ob er schlang

macht, ob er trotz der Stoffmasse so weich und geschickt fällt, daß sich das schlanke Bein, die weiche Hüftenlinie doch noch abzeichnen.

Und die kleinen Taschen rechts und links! Wie fest und gassenbubenhaft verwogen steckt man beide Hände hinein, hält das Köpfchen mit dem kleinen vergnügten schiefen Hut ein wenig zur Seite und tänzelt auf die ahnungslos ungewappneten Männer los mit einem Ausdruck wie: „Na wenn schon? Was kostet die Welt!“ Oder blasfirt überlegen: „Blas mir den Staub weg!“ Die gute alte Zeit, in der wir uns das geistreiche Rätsel von der Ähnlichkeit zwischen dem Nordpol und der Damenkleidertasche aufgaben und die Lösung: beide sind unstreitig vorhanden, nur nie aufzufinden, verständnisvoll benickten und belachten, sie sind endgültig vorbei. Es tut mir auch nicht leid drum! Es war doch einfach fürchterlich, wenn man so mit zwei Paketen und der Hundeleine in der linken Hand, in der rechten den Sonnenschirm und noch irgend etwas, auf der Pferdebahn den üblichen Groschen bezahlen sollte. Zwei Pakete fielen todsicher zu Boden, der Hund machte mittlerweile Unfug, ein Kind schrie vor Angst und man selber wurde dunkelrot vor Aufregung und von den Körperverrenkungen, mit denen man die Anglistentasche und die Börse suchte. Dann kamen die Handtaschen auf, die man so gern irgendwo liegen läßt, die aber doch sicher noch praktischer sind, als das Kokette Rocktäschchen unserer heutigen Mode, das mehr dem Schürzentäschchen des Theater-Kammerlächchens gleicht, gerade Platz genug für einen zerknitterten Liebesbrief.

Die Hauptsache jedoch unter den wippenden, schwippenden, schaukelnden, gaukelnden Röcken sind und bleiben die Beine — nicht das Füßchen, das reicht heutzutage nicht mehr zu, da ja das Bein ziemlich weit hinauf zu sehen ist. Damit ist es auch salonsfähig geworden, vom „Bein“ zu sprechen und die Frauen, wohl gemerkt: nur die, denen die jeweilige Mode Lebensinhalt und Daseinszweck

zu sein scheint — setzen damit nur fort, was schon in der Zeit der geschlitzten Röde anging. In früheren Jahren wurde in hiesigen Kabarets allabendlich ein festes Lied vorgetragen: „Das Schönste sin de Beenekens, de Beenekens, de Beenekens — — — aber jrrrade müssen se sein!!!!“ Das fällt mir jetzt manchmal ein, wenn ich so die Tauentzienstraße entlang schlendere oder bei Willys in der Tee-Stube meine stillen Beobachtungen fortsetze. Und da komme ich wieder auf mein altes Thema von der gefährlichen Selbsttäuschung, in der jeder Mensch, ob Mann oder Weib, gleicherweise befangen ist. Niemand kann beurteilen, wie er selber wirkt, sich unter schätzen tun die wenigsten, sich über schätzen die meisten und daß sie sich dabei glücklich fühlen, hindert durchaus nicht, daß sie auf andere lächerlich wirken. Es ist sehr spaßig zu beobachten, mit welchen zufriedenen Blicken acht Frauen von zehn vor den großen Spiegeln auf und ab stolzieren, die auf vielen Untergrundbahnhöfen in den Wänden sind. Scheinbar ganz unabsichtlich natürlich, und doch zupft die Hand hier und da, streicht und rückt an Pelz oder Hut, man dreht sich so und dreht sich so, der Fuß wird kritisch betrachtet und wie gesagt, eitel Zufriedenheit spiegelt sich dann auf den meisten Gesichtern. Lache, Bajazzo! Die Maske ist gut. Sie spüren es selber nicht, wie sie in der Uniform der Torheit erstarren zur Schablonehaftigkeit, sobald sie nicht begreifen, daß die Frau Herrin der Mode, aber nicht ihre Sklavin sein sollte. Wirklich geschmackvoll und gut angezogen ist zumeist die Frau, die einen kleinen Strich hinter dem allzumodernen bleibt. Die Mode muß sich erst die Hörner der Uebertreibungen ablaufen, ehe eine Art Stil und Linie hineinkommt und nur, wenn eine elegante Frau genau ihre eigene Linie kennt, kann sie zugleich modern und geschmackvoll sein.

Wenn man weiß, aus welchen oft lächerlichen Zufälligkeiten eine neue Mode entstehen kann, ist ihre blinde Nachäffung schon mehr als Geschmacklosigkeit. Da sind z. B. die Koverkot-Mäntel der Damen in Form der Herrenpaletots: Auf dem Rennplatz zu Auteuil bei Paris fühlt die schöne Herzogin von K. plötzlich ein Grösteln an dem noch herben Frühlingstag und sagt zu ihrem Gatten: „Gib mir deinen Mantel, mich friert!“ Am nächsten Tage rennen alle Pariser Damen zum Schneider und der Herrenpaletot ist Mode. Die Männer sind auch nicht viel geschickter in solchen Sachen: weil der große Modenkönig Eduard eines Tages nach einem zu guten Schlemmeressen den untersten Westknopf über dem feisten Bäuchlein zu seines Leibes Erleichterung öffnete, galt es fortan für „chic“, den Knopf offen zu tragen, auch wenn der Magen vor Hunger knurrte. Und so gäbe es noch Dutzende von Beispielen, die zumeist aus der eleganten Welt des Auslandes stammen und bei uns treulich und töricht nachgemacht werden. Ich kann es garnicht als etwas so unbedingt nötiges ansehen, daß wir eine rein deutsche Mode entwickeln mußten. Deutsche Erzeugnisse verwenden, ja, in jeder Form und jedem nur denkbaren Rohprodukt, aber sonst — die Augen auf und ein wenig kritischer um sich geschaut! Das scheint mir viel richtiger und förderlicher.

Man kann die Schweizer Berge lieben und doch unsere deutschen Waldgebirge entzückend finden, man kann sich für eine anmutige Französin begeistern und doch als Lebensgefährtin nur eine deutsche Frau wählen, man kann sehr gerne englische „Natives“ schlucken und darum doch alle Tage lieber deutsches Kriegsbrot essen — das eine tun und das andere nicht lassen, so scheint es mir auch für unsere Zukunftsmode am aussichtsvollsten.

Daß es unter den deutschen Frauen — denn schließlich sind die Berlinerinnen doch am Ende auch dazu zu rechnen! — so sehr viele Modeweibchen geben würde, die trotz der ernststen, sorgenschweren Kriegszeit als „Wackelglocken“ herumlaufen und sich von Generalkommandos befehlen lassen, mit den Stoffen sparsam umzugehen, das hätte ich nicht gedacht und nehme es diesen besagten Frauen persönlich übel! Weil ich auch eine bin und sie unser Geschlecht damit auf einen Standpunkt herabdrücken, der jedem Ernstdenkenden das Recht gibt, nichtachtend über solche weibisch-kindische Torheit zu lächeln.

Daß sie aber schließlich doch nur die Ausnahmen sind und daß die „Berlinerin“ doch noch lange nicht „die deutsche Frau“ darstellt, sondern nur ein buntes Steinchen in dem reichen Mosaik deutscher Frauenart ist, das tröstet mich wieder! Mangel an Geist ist ja nicht allemal Mangel an Gefühl! Also hoffen wir, daß ihr Feingefühl die Modeweibchen schließlich doch noch zu vernünftigeren Sitten führen wird!



Die Susanne.

Von Fritz Müller.

Die Susanne ist eine Stundenfrau. Sie kommt jeden Tag zu Maiers. Dort hängt sie ihre graue faltige Handtasche an einen Nagel im Gang, streicht mit eilig aufgehobenen Armen immer zweimal das ergraute Scheitelhaar aus den Schläfen — einmal echt und einmal beinahe zierlich — stülpt ihre beiden Ärmel auf — diesmal mehr entschlossen als zierlich — und nun geht's los, das Fegen, Putzen, Schrubben, Kehren, Waschen und Inordnungsmachen, bis alles glänzt: die Wohnung vor Sauberkeit, die Frau Maiers vor Befriedigung, und die Susanne von der Arbeit.

Das war vor dem Kriege so, das war im Krieg nicht anders. Die Maiers wissen, was sie an der Suhfann — so sprechen sie sie aus — was sie an der Suhfann haben. Die Suhfann weiß nun freilich weniger, was sie an Maiers hat. Das ist jedoch bei Stundenfrauen unerheblich. Einmal aber hätte das Verhältnis beinahe einen Riß bekommen. Der Eier wegen, die um diese Zeit an zwanzig Pfennigen das Stück gekostet haben. Und das kam so.

Die graue faltige Handtasche der Suhfann war an jenem Morgen schon an die zwei Stunden straff im Gang gehängt, an dem ihr zugewiesenen Nagel, als Fräulein Katharina, die älteste Maiertochter, eben aufgestanden war — erheblich weniger straff als die Handtasche im Gang — und das ihr zugewiesene Frühstück in der Küche holen wollte. Dabei rieb sie sich noch einen leichten Schlafrest aus den Augen, genau mit derselben eiligen Armbewegung, womit die Suhfann sich das Scheitelhaar aus der Stirne strich, bevor sie mit dem Schrubben anging. Und eben dabei stieß sie mit dem linken Ellenbogen an etwas rundlich Hartes in der faltigen Handtasche an der Gangwand.

Jeder Anstoß läuft bei jedem Menschen in den für ihn bezeichnenden Geleisen weiter und pflegt in einen Stall zu münden, wo man seine eignen wilden Tiere an der Kette liegen hat. Also glitschte Katharinens angestoßener Gedanke mißtrauisch einen ausgeschliffnen Gang entlang, bis er an eine Kette klirrte:

„Aha, nun hat die Suhfann uns doch einmal etwas gestohlen. Wenn mich nicht alles täuscht, so hat sie hier ein Ei hineingesteckt.“

So empört war die älteste Maiertochter, daß sie das Frühstück ganz vergaß und skandalfunkelnd hin zur Maiermutter lief:

„Nun denk mal, Mutter, hat die Person uns jetzt ein Ei gestohlen, ein Ei, das jetzt fast zwanzig Pfennig kostet.“

„Die Suhfann was gestohlen? Du wirst dich irren, Katharine,“ sagte die Maiermutter sanft erschrocken.

„Ausgeschlossen, Mutter, ich habe es an ihrer eignen Tasche gegriffen. Wenn sie von uns heimgeht, ist es futsch, unser schönes Ei.“

„Aber Kind, das ist ja schrecklich, was sollen wir denn machen? Man kann doch nicht wegen eines Ei's nicht gleich die Polizei —“

„Ich nehm's ihr einfach raus.“

„Aber du kannst doch nicht aus fremder Leute Taschen —“

„Aber Mutter, wenn sie's doch gestohlen hat, diese, diese Person.“
„Gut, dann nimm's heraus in Gottesnamen, aber sag es ihr.“

„Ich? Ich denke, du müßtest —“

„Die Suhfann ist schon sieben Jahre Stundenfrau bei uns. Ich war immer so zufrieden. Jetzt im Kriege weiß man nicht, ob etwas besseres nachkommt. Ich verlier' sie ungern und —“

„Aber wenn sie doch das Ei gestohlen hat, diese, diese Person. Ich hab ihr nie getraut, dieser, dieser Person. Ueberhaupt, was hat eine Stundenfrau mit Eiern zu tun, die jezt zwanzig Pfennige kosten. Neulich hatte sie sogar einen süßen Streifseluchen in der Tasche. Eine Schande ist es. Ich nehme ihr das Ei heraus. Ich weiß schon, wie die Tasche aufgeht, laß mich nur machen, Mutter.“

Auf den Zehen schlich sie in den Gang. Auf den Zehenspitzen stehend, öffnete sie merkwürdig kundig den Taschenverschluß und wühlte in der grauen Galtentafche — aha, da war ja schon — das gestohlene Ei — und was für 'n großes — nein, diese Unverschämtheit — halt, da war ja noch was, ein Büchlein, wie es schien — vielleicht auch geklaut? — mal raus damit — hm, Wilhelm Tell von Schiller? nee, den hatten sie, die Maiers nicht — aber das Format war fast so wie die Zolanovelle, die sich Katharina neulich heimlich gekauft hatte — zu dumm, Schillers Tell, was tut denn eine Stundenfrau mit Schillers Tell — gar eine Stundenfrau, die Eier stiehlt — nein eine solche Heuchelei von dieser, dieser Person. . . .

Als die Maiertochter der Maiermutter das Ei übergab, wie ein Sieger, der dem Vaterland geraubtes Land zurückbringt, setzte sie hinzu:

„Wirst sehen, Mutter, wenn ihr zuhause das gestohlene Ei fehlt, kommt sie morgen ganz von selbst nicht mehr, diese, diese Person.“

„Ach, Katharina, hätten wir der Suhfann doch das Ei gelassen — vielleicht, daß sie's bitter nötig hatte — wegen eines Eies eine alte Stundenfrau verlieren — ich fürchte, ich fürchte, Katharine, eine neue Stundenfrau verlangt in diesen Zeiten zwanzig Pfennig mehr die Stunde — da hätte uns die alte Suhfann jede Stunde ein Ei verschwinden lassen können, ohne daß sie uns teurer gekommen wäre“

Am nächsten Morgen waren Maiers baff. Die graue faltenstraffe Handtasche hing wieder in aller Hergottsfrüh am Gangnagel, und in den Zimmern segte es und putzte es und schrubhte es, wie alle Tage. Und zwei Stunden später kam die Maiertochter mit verdoppelter Empörung zu der Maiermutter, in der Hand was Rundes, Weißes:

„Nun hat uns diese schamlose Elster wieder ein Ei gemaußt und in ihre Diebstasche gesteckt, Mutter — ich bin dafür, daß wir sofort nach der Kriminalpolizei —“

„Ach weißte, Katharine, alle guten Dinge sind drei — wenn sie uns morgen wieder . . .“

Am dritten Tage hatte die Maiertochter eine Genugtuung. Die Maiermutter stand in aller Früh an Katharinen Bett: „Du, heute ist sie nicht gekommen —“

„Jaja, die Scham,“ erwiderte die Tochter und überzeugte sich dann später, daß der Nagel im Gang wirklich leer war.

„Wie wär' es,“ meinte ihre Mutter, „wenn du bei der Arbeit ein wenig länger hüldest, bis wir eine neue Stundenfrau —?“

Die Maiertochter runzelte die Brauen. Diese Folgen der gestohlenen Eier hatte sie nicht vorbedacht. Da läutete der Briefbote. Ein ungelenkter Brief an Frau Maier.

„Sieh doch nach der Unterschrift,“ sagte die Maier-tochter.

„Eure treie Suhfann,“ las die Mutter.

„Wirst sehen, sie bittet dich und wehmütig um Verzeihung,“ sagte die Tochter. Und an die vermehrte Eigenarbeit denkend, setzte sie hinzu: „Wenn man alles absperrt, könnte man sie am Ende doch wieder, wenn sie in dem Briefe darum bittet —“

„Sie bittet nicht darum,“ sagte die Mutter ernst, als sie den Brief überflogen hatte, „sie bittet um was andres —“

„Um was andres — diese, diese Person?! Um was denn?“

„Um die beiden Eier — da lies selber.“ Und die Maiertochter las:

„Liebe Frau Maier! Nämlich ich kann morgen erst später kommen weil mein Sohn der Xaver wieder einrückt und ich muß ahles hier ihn noch geschwind waschen und paken die Hemden und die Socken und das Wollene und den Wilhelm Tell den wo er sich gewünscht hat aber nicht alle Eier wo ich ihm hab mitgeben wollen weils bald Ostern is und wo ich ihm jeden Tag eins vom Taglohn hab kaufen kennen in der Früh aufm Markt wenns noch neinzehn Pfennig kosten aber am Mittag schon zwanzig und eins- undzwanzig und wo mir jezt zwei selln weils mir Ire Tochter rausgenommen hat und weil ichs selber gsen hab beim schrumpfen durch die offne Thür wie sie dahergeschlichen is gradso wie neilings wo sie mir auch ein Stidel Streifseluchen stibigt hat den wo ich auch siern Xaver kauft hab und nig hier unguht liebe Frau Maier ich tets ir ja schon gennen den Streifseluchen und die zwei Eier wahrscheinlich ist sie eine eierschledige und hats roh ausglutscht und ich hätt sonst nig gsagt aber weils halt siern Xaver is und weil ich sowiso jezt schreiben muß denn ins Gsicht hätt ich mirs nicht sagen traunt und gar so bes mißen Sie nicht sein zu Irer Tochter weil sie halt ein bissel schledtig is und es is überhaupts nur damit Sies wissen Frau Maier und ich brauch d' Eier nimmer acht sind auch gnug siern Xaver und ant d' verzeihn kann ich dann doch dasein siers schrumpfen und buzen wie gewöhnlich und es griehst dich eure treie Susann.“



Die Erfindung.

Von Adolf Stark.

Mit raschen Schritten kam der Gesandte in das Sprechzimmer hereingetänzelt und blieb vor dem Besucher stehen.

„Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Mister . . . wie war nur der Name?“

„Slowfoog, zu dienen, Euer Gnaden.“

„Sehr erfreut, Mister Slowfoog. Sie brauchen gar nicht zu sagen, was Sie wollen. Ich lese es Ihnen vom Gesicht ab. Und Sie haben recht, tausendmal recht. Es gibt kein herrlicheres Regiment, als das 74. und die Uniform wird Ihnen entzündend stehen. Sie werden die Herzen brechen, wie, wie . . .“

Der edle Lord suchte nach einem passenden Vergleich, als ihn der andere brüsk unterbrach. „Ich bin kein solcher Narr, mich anwerben zu lassen. Deshalb bin ich nicht hier.“

Merktlich kühler trat der Lord einen Schritt zurück. „Ich dachte, äh, eine Verwechslung. Aber bitte, mein Herr, ich bin etwas pressiert, meine Zeit ist gemessen.“

Slowfoog wandte sich der Türe zu. „Wenn Sie nicht wollen, mir auch recht. Ich kann das Geschäft ja auch mit der Konkurrenz machen. Ich bin überzeugt, in der deutschen Gesandtschaft wird man mir nicht die Türe weisen.“

Die brutale Redeweise verfehlte ihre Wirkung nicht. Der edle Lord beeilte sich, Entschuldigungen vorzubringen und bot dem Besucher einen Stuhl.

„Mylord, wieviel würde es sich England kosten lassen, wenn man ihm ein Mittel in die Hand gäbe, den Krieg sicher zu gewinnen, in — sagen wir — vier Wochen, ohne größere Kraftanstrengung?“

Der Lord warf sich in die Brust. „England wird siegen, mein Herr, das ist kein Zweifel . . .“

„Wenn das heißen soll, daß Sie mein Angebot nicht brauchen, so kann ich ja gehen.“

Der Gesandte drückte ihn erschrocken in den Stuhl zurück. „Pardon, ich bedaure sehr, aber ein Mißverständnis nach dem andern. Selbstverständlich ist England bereit, trotzdem es nicht zweifelt . . .“

„Mylord, lassen Sie sich Ihre Redensarten für Ihre Diner- und Cafelreden. Wir sprechen hier über ernste geschäftliche Dinge. Also, kurz und klar: ich bin Chemiker und beschäftige mich seit langem mit der Untersuchung der Sprengstoffe. Wenn Sie nicht ganz taie sind auf diesem Gebiet, werden Sie meinen Namen wohl schon gehört haben.“

Doch zur Sache. Ich habe eine Entdeckung gemacht, die wissenschaftlich weit hinter meinen anderen Leistungen zurücksteht, praktisch aber, besonders im gegenwärtigen Augenblick, allerdings unbezahlbar ist. Es handelt sich um ein Schießpulver neuer Zusammensetzung, welches ungefähr die dreifache treibende Kraft des gegenwärtig gebräuchlichen hat, ohne eine größere Hitze zu entwickeln, die Rohre mehr anzugreifen, kurz ein Pulver, das sofort ohne weitere Vorrichtungen gebraucht werden kann, mit dem Effekt, daß jede Kanone ungefähr dreimal — nach meinen Versuchen genau 287 mal so weit schießt als bisher. Versuchen Sie, Mylord, was das bedeutet?“

Der andere bemüht sich, möglichst kaltblütig zu erscheinen. „Ich werde die Sache telegraphisch dem Kriegsministerium unterbreiten.“

„Wollen Sie vielleicht mein Pulver telegraphisch nach London schicken?“ unterbrach ihn der andere grob. „Oder glauben Sie, ich werde so ein Narr sein, Ihnen das Rezept zu verraten, ehe ich nicht meine Bezahlung habe?“

Der Lord zupfte sich an der Nase. „Wie wäre es, Mister, wenn Ihr selbst nach London fahren würdet in Begleitung eines meiner Beamten?“

Mister Slowfoog schüttelte energisch das Haupt. „Fällt mir gar nicht ein, mein Leben zu wagen. Solange diese verdammt deutschen Unterseeboote das Meer unsicher machen, bringt mich kein Schoß Teufel auf eine Schiffsplanke. Ich mache Euch einen anderen Vorschlag. Ihr bekommt von mir ein Paket Pulver, damit fahrt Ihr nach England zur Probe. Fällt diese gut aus, dann mag die Regierung mir mit Anträgen näher kommen.“

Der Gesandte sprang auf und streckte die Hand nach dem Pakete aus, das der Besucher aus der Tasche gezogen. „Ich akzeptiere Ihren Vorschlag, Mister Slowfoog.“

„Oh, nicht so rasch.“ Der andere zog die Hand mit dem Paket zurück. „Glauben Sie nicht, daß es recht und billig wäre, mir ein Gegenpfand in die Hand zu geben, wenn ich Ihnen meine Erfindung anvertraue? Wer garantiert mir dafür, daß Ihre Regierung nicht das Pulver von irgend einem Chemiker analysieren läßt? Und wenn der Teufel will, kommt er hinter das Geheimnis, und ich bin der Geprellte. Nein, so geht es doch nicht.“

Der Lord rieb sich verzweifelt die Hände. „Es wird sich schon ein Weg finden — — Sie müssen Vertrauen haben zu der königlichen Regierung, Mister.“

„Hat die königliche Regierung, repräsentiert durch Sie, Mylord, auch Vertrauen zu mir?“

„Gewiß, Mister Slowfoog, gewiß.“

„Nun, dann könnte mir ja Ihre Regierung den Kaufpreis sofort auszahlen. — Wie erschrocken Sie in die Höhe fahren! Keine Angst, Mylord, ich verlange nichts Unbilliges. Aber, wie gesagt, ein Faustpfand, oder sagen wir eine kleine Anzahlung. Sagen wir, so hunderttausend Dollar. Hier das Geld, natürlich nur als kleine Anzahlung, und hier das Pulver. Ich glaube, das ist ein glattes Geschäft.“

Der Lord fuhr sich verzweifelt durch die Haare. „Es tut mir wahrhaftig leid, Mister, aber ich habe leider keine verfügbaren Gelder — —“

Slowfoog erhob sich. „Keine Ausrede, Mylord, ich sehe, Sie trauen mir nicht und halten mich wohl gar für einen Schwindler. Ohne gegenseitiges Vertrauen kein Geschäft, das ist Grundregel für jeden soliden Kaufmann. Wollen Sie nicht, auch gut. Die Germans werden nicht so kleinlich sein. Und wenn ich dort ebenso viele Millionen verlange wie hier Tausende, ich bin überzeugt, ich bekomme sie. Schließlich zahlen wird sie ja doch England, nur mit einem tüchtigen Zuschlag.“

Der Lord stöhnte: „Sie sind ein wenig hitzig, Mister Slowfoog, und lassen einem nicht Zeit, zu überlegen. So-

eben fällt mir ein, ich könnte das Geld vielleicht vorläufig aus irgend einem andern Fonds nehmen, dem Preßfonds vielleicht — — —“

Slowfoog grinste. „Wenn Sie mit meinem Pulver schießen werden, können Sie auf die papierernen Siege verzichten, die Sie bis jetzt errungen haben, so ziemlich als einzige Errungenschaft, und brauchen dann keinen Preßfonds mehr.“

Noch am selben Tage fuhr ein Attaché mit dem Paket und einem langen chiffrierten Schreiben nach England. Fast zur gleichen Stunde löste ein Mann, der mit Mister Slowfoog auffallende Ähnlichkeit hatte, eine Fahrkarte nach Chicago. Als der Zug sich in Bewegung setzte, lehnte er sich behaglich in die Kissen, zog eine Dose heraus, öffnete sie und nahm eine tüchtige Prise. Dann sagte er lachend: „Ich bin neugierig, ob mein Pulver, da es kaum brennen dürfte, denn ich habe nie gehört, daß man mit Schnupftabak schießen kann, wenigstens dem edlen Lord als Nasenfutter schmeckt. Teuer genug kommt ihn die Sorte. Aber ich glaube, der Tabak wird ihm zu stark sein!“

Und er nahm noch eine Prise! . . .



Heitere Ecke.

„Nun,“ sagte der Chemieprofessor, „durch welche Kombination wird Gold am schnellsten frei?“ — Der Student dachte einen Augenblick nach. „Ich weiß, Herr Professor,“ antwortete er. „Heirat.“

Hänschen stand neben seiner Mutter, während diese ihre Einkäufe vom Wagen des Gemüsehändlers machte. Der Händler erlaubte dem Jungen, sich eine Hand voll Kirschchen zu nehmen, aber der schüttelte den Kopf. „Nanu, was heißt denn das? Magst du keine?“ fragte der Händler. — „Doch,“ antwortete Hänschen. — „Dann lang nur zu und nimm dir welche.“ — Der Knabe zögerte, worauf der Händler ihm eine tüchtige Handvoll in die Mütze tat. Nachdem der Händler weitergefahren war, fragte die Mutter: „Warum nimmst du dir keine Kirschchen, als er dich aufforderte?“ — „Weil seine Hand größer war, als meine,“ war Hänschens schlauer Antwort.

„Leih mir zehn Mark, alter Junge, ich bekomme meinen Lohn morgen.“ — „Gib' leider selbst keine zehn Mark; denn ich habe meinen Lohn gestern bekommen.“

„Nun, was das Oratorium anbetrifft. Sollen wir Handelsbild aufs Programm setzen oder das Bild der Sopransängerin?“ — „Ich stimme für die Sängerin. Sie hat zwanzig oder dreißig Verwandte, die Eintrittskarten kaufen werden.“

Der berühmte englische Preisboxer Bendigo war fromm geworden und wurde Missionar. Seine Methoden schmeckten indessen manchmal nach seiner Vergangenheit. Einmal wurde ihm eine Gruppe Männer mit dem Bemerkten gezeigt, daß es Atheisten wären. „Atheisten — was sind Atheisten?“ fragte Bendigo. Man sagte es ihm. „Was! Glauben nicht an Gott?“ rief er. „Hier, halt mal meine Fackel!“

Es war Nellis erster Besuch des Museums, und ihre Mutter war darauf bedacht, ihr alles genau zu erklären. Saal auf Saal durchschritten sie, bis sie schließlich vor einem Mitter in schimmernder Rüstung standen. „Und dies, Nelli,“ sprach die Mutter, „ist eine Rüstung, wie sie die Mitter in früheren Jahrhunderten trugen. Was sagst du dazu?“ — Nelli betrachtete die Rüstung einige Sekunden nachdenklich, dann schüttelte sie ihr Haupt. „Vielleicht war das richtig so,“ sagte sie zweifelhaft, „aber meinst du nicht auch, Mutter, daß das die Möbel furchtbar verschrammt haben muß?“

„Wird der junge B. das junge Mädel heiraten, das er vom Tode des Ertrinkens gerettet hat?“ — „Ich weiß nicht. Er hat eben in Erfahrung gebracht, daß das Mädel die Meister-Schwimmerin des Ortes ist.“

A.: „Würde ihr Vater bestig, als du ihn um ihre Hand batest?“ — B.: „Und ob! Er schüttelte mir die Hand, daß ich dachte, er würde mir den Arm ausreißen.“

„Ja,“ sprach sie, „ich habe dreißigzwanzig Sommer gesehen.“ — „Sagen Sie mal, forschte er, „glauben Sie, daß es zu spät ist, einen tüchtigen Augenarzt zu konsultieren?“